

Robin Sharma

DIE GEHEIMEN BRIEFE
DES MÖNCHS
DER SEINEN FERRARI
VERKAUFTE

Aus dem Englischen von
Hans Freundl

Pattloch

Titel der englischen Originalausgabe
The Secret Letters Of The Monk Who Sold His Ferrari
Copyright © 2011 by Robin Sharma
All rights reserved
Deutsche Erstaussage genehmigt durch:
HarperCollins Publishers Ltd.
2 Bloor Street East, M4W 1A8 Toronto (Ontario), Canada

Besuchen Sie uns im Internet:
www.pattloch.de



© 2012 Pattloch Verlag GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildungen: Tim Robinson/Arcangel Images;
Keren Su/GettyImages
Redaktion: Franz Leipold
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-629-13007-5

»Geh, so weit du sehen kannst.
Wenn du dort angekommen bist,
kannst du weiter sehen.«

Thomas Carlyle

PROLOG

Mein Führer ging stumm vor mir her, als behage es auch ihm nicht, hier unten zu sein. Im Tunnel war es feucht, und er war nur schwach beleuchtet. Die Gebeine von sechs Millionen Parisern ruhten hier in der Erde ...

Plötzlich blieb der junge Mann vor dem Eingang zu einem weiteren Tunnel stehen. Er war durch ein kleines rostiges Eisengitter von dem Tunnel abgetrennt, aus dem wir kamen. Dieser Tunnel war dunkel. Mein Führer schob das Gitter zur Seite und machte ein paar Schritte in die Dunkelheit. Dann blieb er stehen und schaute zu mir zurück, um sich zu vergewissern, dass ich ihm folgte. Ich trat unsicher aus dem matten Licht heraus, als sein Rücken vor mir verschwand. Ich ging ein paar Schritte weiter. Da stieß mein Fuß gegen irgendetwas. Ein dumpfes Scheppern erfüllte die Luft, und ich erstarrte. Zugleich wurde es hell um mich herum. Mein Führer hatte seine Taschenlampe eingeschaltet. Plötzlich wünschte ich, er hätte es nicht getan. Die schaurige Geordnetheit war verschwunden. Überall lagen Knochen – sie waren über den Boden verstreut, lagen zwischen unseren Füßen und waren an der Mauer in ungeordneten Stapeln aufgehäuft. Das

Licht der Taschenlampe verfiel sich in Staubwolken und Spinnweben, die von der Decke herabhiingen.

»*Ça c'est pour vous*«, sagte mein Führer. Er warf mir die Taschenlampe zu. Als ich sie auffing, trat er schnell hinter mich.

»Was –«, rief ich.

Bevor ich meine Frage zu Ende bringen konnte, sagte der Mann: »*Il vous rencontrera ici*.« Dann war er verschwunden und ließ mich allein hier zurück, fünfzehn Meter unter der Erde, ein einsamer, verlassener Mensch inmitten einem Meer von Toten.

KAPITEL I

Es war einer jener Tage, von denen man sich wünscht, sie wären schon vorbei, kaum dass sie zehn Minuten alt sind. Es begann, als ich meine Augen aufschlug und feststellte, dass beunruhigend viel Sonnenlicht durch die Fensterläden des Schlafzimmers drang. Jene Menge an Sonnenlicht, die für 8 Uhr morgens typisch ist – nicht für 7 Uhr morgens. Mein Wecker hatte nicht geläutet. Dieser Erkenntnis folgte ein zwanzigminütiges Schimpfen und Heulen (das Heulen besorgte mein sechs Jahre alter Sohn), als ich durch das Haus hetzte, vom Bad in die Küche und zur Haustür, und dabei versuchte, all die lächerlichen kleinen Dinge zusammenzuraffen, die Adam und ich für den Rest dieses Tages benötigen würden. Als ich eine Dreiviertelstunde später mit dem Wagen an seiner Schule ankam, warf mir Adam einen vorwurfsvollen Blick zu.

»Mami hat gesagt, wenn du mich am Montag zu spät zur Schule bringst, werde ich Sonntagabend nicht mehr zu Hause verbringen dürfen.«

Junge, Junge!

»Das war das letzte Mal, ich verspreche es.«

Adam stieg mit einem zweifelnden Gesichtsausdruck aus dem Auto.

»Hier«, sagte ich und reichte ihm einen prall gefüllten Plastikbeutel. »Vergiss dein Pausenbrot nicht.«

»Behalte es«, erwiderte Adam, ohne mich anzuschauen. »Ich darf keine Erdnussbutter in die Schule mitbringen.«

Darauf drehte er sich um und rannte über den leeren Schulhof. *Das arme Kind*, dachte ich, während ich beobachtete, wie er mit seinen kurzen Beinen auf die Eingangstür zulief. Nichts ist schlimmer, als zu spät zur Schule zu kommen, wenn alle anderen schon da sind und die Nationalhymne durch die Gänge hallt. Und dann auch noch kein Pausenbrot dabeizuhaben.

Ich warf den Plastikbeutel auf den Beifahrersitz und seufzte. Ein weiteres »Betreuungswochenende« hatte ein unrühmliches Ende gefunden. Ich hatte als Ehemann eklatant versagt. Und jetzt schien es, als würde ich auch als getrennt lebender Vater auf ähnlich grandiose Weise scheitern. Nachdem ich Adam abgeholt hatte, reihte sich anscheinend eine Enttäuschung an die andere. Obwohl ich die ganze Woche, wenn Adam nicht da war, das Gefühl hatte, mir würde etwas Wichtiges fehlen, verspätete ich mich am Freitag regelmäßig. Die versprochene Pizza und der Kinobesuch wurden vergällt durch das Thunfisch-Sandwich, das Annisha Adam mittags zu essen gab. Und dann war da noch mein Telefon, das unaufhörlich piepste, als habe es einen schlimmen Schluckauf. Es läutete im Kino und wenn ich Adam zu Bett brachte. Es läutete beim Frühstück, bei dem wir leicht angebrannte Pfannkuchen verzehrten, und wenn wir im Park spazieren gingen. Es läutete, wenn wir uns Hamburger holten, und es läutete die ganze übrige Zeit. Natürlich war das

Läuten nicht das eigentliche Problem. Das bestand darin, dass ich jedes Mal darauf reagierte. Ich überprüfte meine Kurznachrichten; ich verschickte Antworten; ich telefonierte. Und mit jeder Unterbrechung wurde Adam ein wenig stiller, ein wenig distanzierter. Es brach mir das Herz, doch der Gedanke, das Ding einfach zu ignorieren oder es abzuschalten, trieb mir den Schweiß auf die Stirn.

Während ich zur Arbeit raste, dachte ich über das verkorkste Wochenende nach. Als Annisha angekündigt hatte, dass sie eine Trennung auf Probe wünsche, fühlte ich mich, als habe mich gerade ein Lastwagen angefahren. Sie hatte sich seit Jahren darüber beklagt, dass ich nie Zeit für sie und Adam fand; dass ich viel zu sehr von meiner Arbeit in Beschlag genommen werde; dass ich viel zu sehr mit meinem eigenen Leben beschäftigt sei, um auch an ihrem teilhaben zu können.

»Aber wie soll das besser werden, wenn du mich verlässt?«, fragte ich. »Wenn du häufiger mit mir zusammen sein möchtest, warum sorgst du dann dafür, dass du mich künftig noch seltener siehst?«

Immerhin hatte sie gesagt, dass sie mich nach wie vor liebe. Und dass sie wolle, dass ich weiterhin ein gutes Verhältnis zu meinem Sohn pflege.

Doch als ich schließlich in eine eigene Wohnung umzog, war ich verletzt und verbittert. Ich hatte versprochen, ich würde künftig versuchen, mehr Zeit zu Hause zu verbringen. Ich hatte sogar Einladungen zu einem Golfturnier und zu einem Essen mit Geschäftskunden abgelehnt. Doch Annisha sagte, das seien alles nur Kinkerlitzchen – ich sei nicht ernsthaft dazu be-

reit, all die Dinge abzustellen, die falsch liefen. Jedes Mal, wenn ich an diese Worte dachte, knirschte ich mit den Zähnen. Verstand Annisha denn nicht, wie sehr mich meine Arbeit forderte? Konnte sie nicht begreifen, wie wichtig es für mich war, beruflich voranzukommen? Wenn ich nicht so viel gearbeitet hätte, dann hätten wir uns unser großes Haus, die Autos und die eindrucksvollen Großbildfernseher nicht leisten können. Gut, ich gebe zu, Annisha machte sich nichts aus den Fernsehern. Aber trotzdem!

Ich nahm mir vor: Ich werde ein erstklassiger »getrennter Vater« sein. Ich werde Adam meine Aufmerksamkeit schenken; ich werde zu allen schulischen Anlässen erscheinen; ich werde mir die Zeit nehmen, ihn ins Schwimmbad oder zum Karate zu fahren; ich werde ihm Bücher vorlesen. Wenn er abends anruft, werde ich alle Zeit der Welt haben, um mit ihm zu reden. Ich werde mir seine Probleme anhören, ihm Ratschläge geben und mit ihm Spaß haben. Ich werde ihm bei den Hausaufgaben helfen, und ich werde sogar lernen, diese nervigen Videospiele mit ihm zu spielen, die er so mag. Ich werde ein wunderbares Verhältnis zu meinem Sohn aufbauen, auch wenn ein gutes Verhältnis zu meiner Frau nicht mehr möglich ist. Und ich werde Annisha beweisen, dass ich nicht irgendwelche »Kinkerlitzchen« mache.

In den ersten Wochen nach der Trennung kam ich ganz gut zurecht. In mancherlei Hinsicht war es gar nicht so schwer. Doch es schockierte mich, wie sehr ich die beiden vermisste. Ich wachte in meiner Wohnung auf und lauschte auf die schwache Stimme, von der ich wusste, dass sie nicht da war. Ich lief am Abend

in der Wohnung umher und dachte nach. *Jetzt ist die Zeit, zu der ich eine Gutenachtgeschichte vorlesen würde. Jetzt würde ich Adam vor dem Einschlafen umarmen. Und das ist der Moment, in dem ich mich zu Annisha ins Bett kuscheln würde, der Moment, in dem ich sie in den Arm nehmen würde.* Ich konnte die Wochenenden kaum erwarten.

Aber als die Monate verstrichen, begannen auch diese Gedanken zu verschwinden. Genauer gesagt, sie wurden durch etwas anderes verdrängt. Ich nahm mir jeden Abend Arbeit mit nach Hause oder blieb lange im Büro. Wenn Adam anrief, tippte ich auf meinem Computer weiter und hörte ihm nur flüchtig zu. Manchmal vergingen Wochen, ohne dass ich daran dachte, was er wohl den Tag über machte. Als die Schulferien begannen, wurde mir klar, dass ich gar keine freie Zeit für ihn eingeplant hatte. Dann sagte ich kurzfristig ein Geschäftsessen ab an jenem Abend, als in Adams Schule das Frühjahrskonzert stattfand. Ich vergaß auch, ihn zur halbjährlichen Zahnreinigung zu bringen, obwohl mich Annisha eine Woche vorher daran erinnert hatte. Und ich begann, am Freitag zu spät zu kommen. Das war wieder so ein Wochenende gewesen, das man nicht gerade als gelungen bezeichnen konnte.

Ich winkte dem Wachmann Danny kurz zu, als ich meinen Wagen auf den Firmenparkplatz lenkte. Nachdem ich mich so beeilt hatte, wünschte ich jetzt plötzlich, ich wäre nicht hier. Ich fuhr auf meinen Platz, stellte aber den Motor nicht ab.

Zu meiner Entschuldigung muss ich erwähnen, dass es für mich völlig natürlich war, mich so sehr in die Arbeit zu stürzen. Wir hatten damals eine besonders

schwierige Situation in der Firma. Seit Monaten kursierte das Gerücht, wir sollten verkauft werden. Ich hatte die letzten zwölf Wochen mit nichts anderem verbracht, als Berichte und Aufstellungen zu verfassen: Verkaufsberichte, Bestandsverzeichnisse, Personalberichte, Gewinn-und-Verlust-Rechnungen. Wenn ich abends die Augen zumachte, sah ich die Zeilen und Spalten von Tabellen vor mir. Das erwartete mich in dem Gebäude, aber ich konnte es nicht länger hinaus-zögern. Ich stellte den Motor ab, griff mir meine Laptop-Tasche und ging hinein.

Ich begrüßte Devin, unseren Mann am Empfang. Er beugte den Kopf konzentriert über seinen Computerbildschirm, aber ich wusste, dass er Solitär spielte. Als ich nach rechts abbog, sah ich aus den Augenwinkeln, dass Devin grinste, aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein. Der kürzeste Weg zu meinem Büro führt über die linke Seite, aber diesen benutzte ich schon länger nicht mehr. Devin dachte offensichtlich, dies habe damit zu tun, dass Tessas Schreibtisch auf der rechten Seite liegt. Doch das war nur ein zusätzliches Bonbon. Wenn ich nach rechts ging, musste ich nicht an Juans Büro vorbei. *Juan*. Verdammte. Ich weiß nicht, warum mir diese Sache nach all der Zeit noch immer so nahegeht. Das Büro wurde jetzt nicht mehr benutzt. Die Jalousien waren herabgelassen, der Schreibtischstuhl war leer. Auf dem Aktenschrank standen keine Bilder von Juans Frau und Kindern mehr, der Beistelltisch war frei von Kaffeetassen, und an den Wänden hingen keine Tafeln mehr. Doch es war, als liege der Schatten all dieser Dinge noch immer über dem leeren Raum.

Ich verlangsamte meine Schritte, als ich mich Tessas Arbeitsplatz näherte. Tessa und ich arbeiteten schon seit mehreren Jahren zusammen. Wir waren immer gut miteinander ausgekommen – wir hatten denselben Sinn für Humor. Ich war mir nicht sicher, wie es mit mir und Annisha weitergehen würde, aber ich musste zugeben, dass ich seit der Trennung häufiger an Tessa gedacht hatte.

Ich entdeckte ihr schwarzes Haar, aber sie telefonierte gerade. Daher ging ich weiter.

Kaum hatte ich die Tür zu meinem Büro hinter mir geschlossen, lief alles wieder wie gehabt. Ich überlegte, ob ich mir den neuen Prototyp ansehen sollte, bevor ich mich den dringenderen Aufgaben widmete. Ich wusste, dass das Konstruktionsteam mich über jede neue Entwicklung auf dem Laufenden halten würde, doch der Gedanke, mich ein paar Minuten im Labor abzulenken, war verführerisch.

Im Konstruktionslabor hatte ich angefangen. Einen meiner ersten Jobs hatte ich in der Entwicklungsabteilung dieser Firma bekommen, eines Autoteile-Herstellers. Es war mein Traumjob. Juan, der technische Direktor, hatte mich von Anfang an unter seine Fittiche genommen. Juan war mein Mentor.

Aber selbst wenn man seinen Job liebt, kann man nicht ständig am selben Fleck bleiben. Das ist ein Karrierekiller. Doch das brauchte mir niemand zu sagen. Ich war wie ein Hund, der so eifrig mit dem Schwanz wedelt, dass er sich fast den Rücken verrenkt. Auch meinen Vorgesetzten entging das nicht. Als mir angeboten wurde, in der Firmenhierarchie eine Stufe höher zu klettern, rief mich Juan zu sich ins Büro.

»Du weißt«, sagte er, »wenn du diese Position annimmst, wirst du mit Forschung und Entwicklung nichts mehr zu tun haben. Du wirst verkaufen und Managementaufgaben übernehmen. Willst du das?«

»Ich will vorwärtskommen, Juan«, erwiderte ich und lachte. »Und ich werde damit bestimmt nicht warten, bis du in den Ruhestand gehst.«

Juan schenkte mir nur ein schwaches Lächeln, sagte aber nichts.

Nach diesem ersten Karriereschritt stieg ich rasch weiter auf. Bald war ich verantwortlich für alle unsere Projekte und Produktentwicklungen für einen unserer wichtigsten Kunden.

Ich griff mir meine Kaffeetasse und wollte durch die Eingangshalle zum Labor gehen, aber dann blieb ich stehen. Es war nicht notwendig, dass ich dorthin ging. Ich stellte meine Kaffeetasse ab und setzte mich in meinen Schreibtischsessel. Ich schaltete meinen Computer ein, öffnete einen Ordner und richtete meine Augen auf das Zahlengewirr, das meinen Bildschirm ausfüllte.

Einige Stunden später hatte ich eine weitere Gewinn-und-Verlust-Rechnung erstellt und wollte mich gerade meinem überquellenden Posteingang zuwenden, als das Telefon läutete. Ich brauchte ein paar Sekunden, bis ich die Stimme meiner Mutter erkannte. Sie klang aufgeregt. *Gütiger Himmel*, dachte ich. *Was ist denn jetzt schon wieder los?* Meine Mutter hatte in den letzten Monaten ungewöhnlich viel Interesse an meinem Leben gezeigt. Das fing an, mich allmählich zu nerven.

»Tut mir leid, dass ich dich bei der Arbeit störe,

Jonathan, aber es ist wichtig«, sagte sie. »Ich habe gerade mit Cousin Julian gesprochen. Er muss dich sofort sehen. Es ist dringend.«

Mich?, dachte ich. *Warum um alles in der Welt will Julian mich sehen?*

Offen gesagt, ich kannte Julian kaum. Er war nicht mein Cousin, sondern der Cousin meiner Mutter. Sie hatte ein enges Verhältnis zu Julian und dessen Schwester Catherine gepflegt, als sie alle noch klein gewesen waren, aber ich war in einem anderen Teil des Landes aufgewachsen. Entfernte Verwandte waren für mich so interessant wie die Zeitung der vergangenen Woche.

Bei meiner ersten und bisher einzigen Begegnung mit Julian war ich ungefähr zehn Jahre alt gewesen. Wir besuchten Catherine, die uns zum Essen in ihr Haus eingeladen hatte. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob auch Julians Frau anwesend war, oder ob sie damals schon geschieden waren. Um ehrlich zu sein, ich kann mich kaum an diesen Besuch erinnern, nur an eine Sache: an Julians feuerroten Ferrari. Catherine hatte davon gesprochen, und daher wartete ich auf der Treppe vor dem Haus, bis er die Zufahrt herauffuhr. Das Auto war noch prachtvoller, als ich es mir vorgestellt hatte. Julian sah, was ich für ein Gesicht machte (meine Kinnlade fiel anscheinend bis zu meinen Schuhen herunter), und lud mich zu einer kleinen Spritztour ein. Ich war noch nie in einem Auto gesessen, das so schnell fuhr. Mir kam es vor, als würden die Räder jeden Augenblick von der Straße abheben, so dass wir in der Luft schwebten. Ich glaube, ich habe während der gesamten Fahrt nicht ein Wort gesagt. Als wir

wieder zum Haus zurückkamen, stieg Julian aus, aber ich rührte mich nicht von der Stelle.

»Willst du noch eine Weile im Auto sitzen bleiben?«, fragte er.

Ich nickte. Er wandte sich zum Gehen, aber ich hielt ihn auf.

»Cousin Julian?«

»Ja«, sagte er.

»Woher hast du dieses Auto?«, fragte ich. »Ich meine ... das muss doch sehr viel Geld gekostet haben?«

»Das stimmt«, erwiderte er. »Wenn du auch einmal ein solches Auto haben willst, Jonathan, musst du sehr, sehr hart arbeiten, wenn du einmal groß bist.«

Das habe ich nie vergessen.

Wie ich mich erinnere, blieb Julian nach dem Essen nicht lange – Mutter und Cousine Catherine schienen enttäuscht, vielleicht sogar ein bisschen verärgert. Obwohl ich erst zehn Jahre alt war, konnte ich mir vorstellen, dass Julian wesentlich interessantere Orte kannte. Er führte jenes Leben, das auch ich führen wollte, wenn ich älter war. Ich beobachtete neidisch, wie Julians fabelhafter Sportwagen zur Straße hinunterrollte.

Nachdem meine Mutter jahrelang nicht mehr von Julian gesprochen hatte, erwähnte sie seinen Namen nun jedes Mal, wenn wir uns trafen. Vor kurzem hatte sie mir erzählt, dass es den Ferrari schon lange nicht mehr gab. Cousin Julian hatte anscheinend nach irgendeinem Erlebnis sein Leben gründlich verändert. Er hatte seinen höchst einträglichen Beruf als angesehener Rechtsanwalt an den Nagel gehängt, den Ferrari verkauft und sich einem »einfachen« Leben zuge-

wandt. Mutter erzählte mir, dass er bei einer weitgehend unbekanntem Gruppe von Mönchen, die tief im Himalaja lebten, Studien absolviert habe und dass er neuerdings häufig purpurrote Gewänder trage. Sie sagte, er sei ein völlig anderer Mensch geworden. Ich verstand nicht recht, warum sie das für eine gute Sache hielt.

Und sie hatte versucht, uns beide zusammenzubringen. Sie hatte mir vorgeschlagen, ich solle mir etwas Zeit reservieren, um ihn zu besuchen, wenn ich geschäftlich in seiner Stadt zu tun hätte. Aber, offen gesagt, wenn ich nicht einmal genug Zeit für Annisha und Adam aufbringen konnte, warum sollte ich mir dann einen Tag freinehmen, um ihn mit einem Mann zu verbringen, den ich kaum kannte? Außerdem, wenn er noch immer ein erfolgreicher Anwalt mit einem glamourösen Lebensstil und einem tollen Flitzer gewesen wäre, hätte ich darin eher einen Sinn erkennen können. Warum jedoch sollte ich meine Zeit für einen beschäftigungslosen alten Mann opfern, der keinen Ferrari mehr besaß? In meiner Stammkneipe gab es Leute wie ihn zuhauf.

»Mutter«, sagte ich, »wovon redest du? Warum will Julian mich sehen?«

Mutter wusste nichts Näheres. Sie sagte, Julian wolle mit mir sprechen. Er brauche in irgendeiner Sache meine Hilfe.

»Das ist verrückt«, erwiderte ich. »Ich habe Cousin Julian seit Jahren nicht mehr gesehen. Ich kenne den Mann kaum. Es gibt bestimmt auch noch andere Leute, die ihm helfen können.«

Mutter erwiderte nichts, aber ich glaubte zu hören,

dass sie leise schluchzte. Die letzten Jahre, seit mein Vater gestorben war, waren sehr schwierig für sie gewesen. »Mutter«, sagte ich, »geht's dir gut?«

Sie schniefte ein wenig, aber dann redete sie in einem eiskalten Ton weiter, den ich von ihr gar nicht kannte.

»Jonathan, wenn du mich liebst, dann mache es. Du sollst alles tun, was Julian von dir verlangt.«

»Aber was ...« Ich bekam keine Gelegenheit, meine Frage zu stellen.

»Wenn du heute nach Hause kommst, wird ein Flugticket bei dir im Briefkasten liegen.« Sie fing einen weiteren Satz an, aber dann versagte ihre Stimme. »Jonathan, ich muss jetzt weg«, sagte sie noch und legte auf.

Den Rest des Tages fiel es mir schwer, mich zu konzentrieren. Der Anruf sah meiner Mutter überhaupt nicht ähnlich – ihre Eindringlichkeit und ihre Verzweiflung verunsicherten mich. Und zudem war alles ziemlich rätselhaft. Was um alles in der Welt wollte Julian von mir? Ich dachte darüber nach, wie er sein Leben umgekrempelt hatte. War er völlig durchgedreht? Würde ich auf einen verwirrten alten Zausel treffen, der von irgendwelchen verschwörerischen Machenschaften der Regierung faselte? Einen Typen mit wirren Haaren, der im Hausmantel und in Pantoffeln über die Straße schlurfte? (Ich wusste, dass Mutter das nicht gemeint hatte, als sie von »purpurroten Gewändern« sprach, aber ich wurde dieses Bild nicht mehr los.) Ich war so sehr mit diesen Gedanken beschäftigt, dass ich an Juans Büro vorbeiging, nachdem ich abends Schluss gemacht hatte. Erst als ich in die

Eingangshalle kam, erkannte ich, was ich getan hatte. Es erschien mir als ein schlechtes Omen.

Zu Hause hätte ich fast vergessen, in den Briefkasten zu schauen. Ich fummelte ein paar Minuten mit dem verbogenen Schlüssel herum, dann sprang die kleine Metalltür auf, und Handzettel von Pizzadiensten und Werbeblätter für Versicherungsangebote verteilten sich über den Boden. Als ich sie aufhob, fand ich dazwischen einen dicken Umschlag. Er war von meiner Mutter. Ich seufzte, stopfte ihn in die Tasche und ging die Treppe hoch zu meiner Wohnung.

Ich schob eine tiefgekühlte Lasagne in die Mikrowelle und öffnete den Umschlag. Darin lagen eine kurze Notiz von meiner Mutter, in der sie mir mitteilte, dass Julian gegenwärtig in Argentinien lebe, und ein Flugticket nach Buenos Aires. Du meine Güte, dachte ich. Ich soll einen Zwölf-Stunden-Flug auf mich nehmen, um mich für ein oder zwei Stunden mit einem entfernten Verwandten zu treffen? Über das Wochenende? Toll. Ich würde das ganze Wochenende in einer fliegenden Sardinendose verbringen und deshalb meinem Sohn eine Enttäuschung bereiten müssen. Oder ich würde meine Mutter noch mehr verletzen müssen, nachdem es ihr ohnehin nicht besonders gutging.

Ich verzehrte meine lauwarme Lasagne vor dem Fernseher und hoffte, dass ein tüchtiger Schluck Scotch die Kargheit meiner Mahlzeit und meine Trübsal kaschieren würde.

Den Anruf bei Annisha schob ich so lange hinaus, bis ich sicher sein konnte, dass Adam im Bett war. Annisha hält sehr viel von festen, geregelten Abläufen,

und daher wusste ich, was mich erwartete. Als sie sich meldete, klang sie müde, aber nicht gerade unglücklich. Ich machte mich darauf gefasst, dass ihre Stimmung gleich umschlagen würde, und berichtete ihr von meinen möglichen Plänen für das Wochenende. Doch Annisha wusste bereits Bescheid.

»Ich habe mit deiner Mutter gesprochen, Jonathan«, sagte sie. »Du musst das machen. Adam wird Verständnis dafür haben.«

Damit war die Sache entschieden.